

Wim Rood

Zusammenarbeit und Gemeinschaft der Kirchen

Randbemerkungen eines
interessierten Beobachters

Die Reihenfolge der Wörter «Zusammenarbeit und Gemeinschaft» im Titel geht von einem praktischen Standpunkt aus. Gemeinschaft wird ja nur deutlich in dem Maße, wie Zusammenarbeit von Kirchen verwirklicht wird.

Biblich und theologisch gesprochen, kann man Gemeinschaft (*communio*) als eine Gabe und Aufgabe in Jesus Christus voraussetzen. Die fundamentale Verbundenheit der Glieder im Mystischen Leib des Herrn drängt zur Zusammenarbeit. Diese Zusammenarbeit macht die Gemeinschaft sichtbar, die zunächst noch verborgen war. Meine Randbemerkungen berühren beide Spannungsfelder. Während Zusammenfassung und Abschätzung eines Studienprojektes des interuniversitären Instituts für Missionskunde und Oecumenica zu Leiden und Utrecht über gegenseitige Assistenz der Kirchen in missionarischer Perspektive, abgefaßt von Prof. Dr. E. Jansen Schoonhoven (Leiden 1977) 60 000 Wörter zählt, kann ich den Lesern bei einem viel umfassenderen Thema nur in 3 000 Wörtern einige ausgewählte Randbemerkungen anbieten.

1. Von innerkirchlicher zu weltweiter Zusammenarbeit und Gemeinschaft

Im Neuen Testament, vor allem in den Paulusbriefen, gibt es eine Reihe von Aussagen, die sich auf die Mitwirkung der Gemeinden an der Evangeliumsverkündigung beziehen. Zwei deutliche Beispiele für den gegenseitigen Beistand der Kirchen in neutestamentlicher Zeit sind die Hilfe der Gemeinde von Antiochien für die Gemeinde von Jerusalem (Apg 11,27–30) und die Kollekte, die von Paulus in den von ihm gegründeten Gemeinden Kleinasiens und Griechenlands für die Armen in Jerusalem organisiert wurde (Röm 15,26–27; 1 Kor 16,1–3; 2 Kor 8–9; Gal 2,10; Apg 20,4). Das Grundmodell dieser Kollekten gilt noch immer: materielle Not, ihre Bekanntmachung, Appell an das Mitgefühl und Spenden nach bestem Vermögen, sodann die Vermittlung bei der Überbringung des Geldes, das den Leitern der Kirche ausgehändigt wird.

Die ökumenische Bewegung ging aus den ökumenischen Missionskonferenzen hervor. Gerade in der Verkündigung des Evangeliums und im Diakonat gegenüber den Nichtchristen wurde die Gespaltenheit der Christen am stärksten erfahren. Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Dienstes an der Gesellschaft – Diakonat – wurde eher verwirklicht als gemeinsame Verkündigung des Evangeliums, weil letzteres – gewiß für die römisch-katholische Verkündigung – auf Bekehrung ausgerichtet ist, auf Glauben und Kirchenbildung (vgl. Ad Gentes 12, vor allem 15, aber auch 26, 39).

Die gemeinsame Diensthaltung der Kirchen gegenüber der Welt – Weltdiakonat – wird danach ausgeweitet zu einer allgemeinen Diensthaltung gegenüber der Welt: gemeinsam mit allen Menschen und Gruppen guten Willens, die auf die eine oder andere Weise «das Angesicht der Erde» zu gutem Willen verwandeln. Solch eine Verbindung der Zusammenarbeit von Gläubigen mit Nichtgläubigen, kirchlichen mit nichtkirchlichen Gruppen, die sich auf eine konkrete soziale Aufgabe richtet, kann so fesselnd werden, daß sie für die gläubigen, kirchlichen Teilnehmer die Kirchengemeinschaft in den Schatten stellt. Will man sich dann gemeinsam auf Motivation und Inspiration besinnen, kann das schwerlich zur Vertiefung von Denken und Erfahrung aus dem Evangelium führen; denn das ist nicht allen eigen. Eher bleibt man in humanistischen und sozialistischen Ausgangspunkten stecken. Das vom Evangelium getragene Zeugnis gegen die Not der Armen bleibt aber in allen Befreiungstheologien ein geistlicher Sauerteig. Zur Glaubenspraxis gehört nicht nur die Aufdeckung des Unrechts, sondern auch Gewissensbildung, Mentalitätswandlung, Anbetung des wahren Gottes und des Erlösers Jesus Christus. Politisches Engagement darf in seiner Radikalität nicht jede andere menschliche Aktivität einschließen und übersteigen. Für den Christen kann die Politik keine letzte Instanz für die Sinngebung seines Lebens sein. Wo die Politik nicht als Mittel, sondern als Absolutum gesehen wird, dort wird die menschliche Freiheit durch totalitäre Tendenzen bedroht (Orientierung 46[1977] 253–258).

Die Ausweitung gegenseitiger Hilfe von anfangs örtlichen Kirchen zur Hilfe von Kirchen verschiedener Denominationen für die ganze Menschheit findet ihre Ursachen in der stetigen Einswerdung der Welt, in den schnellen Verkehrsverbindungen, in den Kommunikationsmedien, in der ökumenischen Bewegung; im wachsenden Bewußtsein, daß der Glaube nicht innerkirchlich bleiben darf und Hände und Füße in der Gesellschaft bekommen muß; in der Saugkraft der marxistischen Ideologie und in der Kritik am mangelhaften Wirken von 2000 Jahren Christentum.

2. Solidarität

In Lehre und Praxis haben die Kirchen lange Zeit die Züge einer anbetenden Versenkung in die trinitarischen Tiefen Gottes gezeigt, bei der die irdische Wirklichkeit nicht zu ihrem Recht kam. Theologie und Kirche setzten sich vom Weltgeschehen ab und konzentrierten sich auf das himmlische Geschehen.

Seitdem der äußere Druck christlicher Bildung im euro-amerikanischen Bereich und in der Dritten Welt aufgehört hat und das Evangelium auf eigene Überzeugungskraft angewiesen ist, zeigte sich eine Kluft zwischen dem Evangelium als Botschaft von der eschatologischen Vollendung und der Zukunft der Menschheit auf Erden, ihrem Überleben in ein folgendes Jahrhundert.

Die Frage nach dem Verhältnis des Evangeliums zur Welt ist für die Zukunft der Kirche eine wichtige Frage geworden.

Die platonische Vernachlässigung der Welt kam ans Licht durch die unaufhaltbare Invasion weltlicher Themen ins theologische Denken. In den sechziger Jahren entstanden die Theologien der Genitive: die Theologien der Welt, der Säkularisation, vom Tode Gottes, der Geschichte, der Veränderung, der Revolution, der Befreiung, die politische und die schwarze Theologie... Diese Theologien zeigten an, daß eine Reihe von Fragen in der theologischen Reflexion unterlassen worden war, mit der sich der Theologe hätte beschäftigen müssen. Außerhalb der Kirche hatten sich diese Fragen viel eher zu Wort gemeldet. Das sozialistische System hat große Teile der Welt vom Großgrundbesitz befreit und in diesem Punkt ungleiche Unterschiede zwischen arm und reich beseitigt. Gleichzeitig wurde jedoch im sozialistischen Lager ein anderes Unrecht offenbar: eine neue Form der Selbstentfremdung, als Millionen von Menschen in ihrer freien Meinungsäußerung behindert wurden (J. Smolík, *Die Theologie der Genitive: Communio viatorum* 3 [1976] 139–140).

Viele Aktionsgruppen richten sich in letzter Zeit an alle Menschen guten Willens und rufen zur Solidarität mit Entrechteten und Unterdrückten auf. In der Zusammenarbeit und Gemeinschaft der Kirchen ist der Begriff «Solidarität» Ausdruck für einen Einsatz, eine Haltung, die aber unter Kritik gestellt werden müssen.

Solidarität wird definiert als Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und als Bereitschaft, ihre Konsequenzen zu tragen. Das Wort «Solidarität» wird von Marxisten, Sozialisten und Christen gebraucht. Es ist zum Modewort geworden. Es soll ausdrücken, daß man mit Armen, Verfolgten, Unterdrückten und Rechtlosen zusammengehören will. Die Konsequenzen

dieser Zusammengehörigkeit will man tragen, indem man sich mit Armen, Verfolgten, Unterdrückten und Rechtlosen in Wort und Tat einsetzt: für die Aufhebung der Armut, für die Erwerbung von Freiheit und Recht. Für gewöhnlich sehen Christen diese Ziele nicht anders als andere Menschen guten Willens und sind bereit, mit Sozialisten und Marxisten eine einzige Front zu bilden.

Sobald aber die Gefangenen befreit und das Recht auf Wohnung, Einspruch, freie Meinungsäußerung und gerechten Lohn erreicht sind, hört die Solidarität auf. Das gesetzte Ziel ist erreicht! Aber Christen müßten einem höheren Ziel nachstreben, nämlich der Freiheit der Kinder Gottes, von der Paulus in seinem Brief an die Römer spricht: «Ich bin sogar davon überzeugt, daß die Leiden dieser Zeit nichts bedeuten gegenüber der Herrlichkeit, deren Offenbarung uns erwartet. Auch die Schöpfung schaut mit brennendem Verlangen aus nach dem Augenblick, da die Herrlichkeit der Kinder Gottes offenbar werden soll. Denn sie ist einem sinnlosen Dasein unterworfen, nicht weil sie das selbst will, sondern durch den Willen dessen, der sie dem unterworfen hat. Aber sie ist nicht ohne Hoffnung, denn auch die Schöpfung soll von der Sklaverei der Vergänglichkeit erlöst werden und teilhaben an der glorreichen Freiheit der Kinder Gottes» (Röm 8,18–21).

Wer als Gläubiger ein Auge für Solidarität hat, das auf die Freiheit der Kinder Gottes ausgerichtet ist, auf das Leben des neuen Menschen in Christus, wird auf diesem höheren Niveau der Solidarität nicht nur den materiell Armen, den Rechtlosen und Gefangenen begegnen, sondern auch den Reichen, den Unterdrückten, den Verfolgten, die zu derselben Freiheit der Kinder Gottes berufen sind.

Marx hat darauf hingewiesen, daß auch die besitzende Klasse an Selbstentfremdung leidet. «Die besitzende Klasse und die Klasse des Proletariats stellen dieselbe Selbstentfremdung dar. Aber die erste Klasse fühlt sich in dieser Selbstentfremdung wohl und bestätigt, weiß die Entfremdung als ihre eigene Macht, und besitzt in ihr den Schein einer menschlichen Existenz; die zweite fühlt sich in der Entfremdung vernichtet, erblickt in ihr ihre Ohnmacht und die Wirklichkeit einer unmenschlichen Existenz» (Die heilige Familie, S. 1).

Marx sagt, daß beide Klassen von ihrer Selbstentfremdung befreit werden müssen. Er weist dafür den Weg des Klassenkampfes. Ihm entgeht aber der tiefere Sinn von Solidarität, die auf die Freiheit des neuen Menschen in Christus gerichtet ist. Gerade darin müssen sich die Christen in ihrem Kampf für eine bessere Gesellschaft von den anderen unterscheiden. Hier liegt ihr authentischer Beitrag: im gemeinsamen Einsatz für

eine bessere Welt. Wenn auch in der Reihenfolge der Ausführung das Erreichen der greifbaren Ziele dem Erwerb geistlicher Werte vorangeht – von Anfang an wird der Christ seine Solidarität durch diese Endperspektive mitbestimmen lassen.

3. Stärkt einander im Glauben

Die Verkündigung der Frohen Botschaft mag letztlich das Ziel der Zusammenarbeit und der Gemeinschaft miteinander sein, das tatsächliche Missionswerk hat viele Gesichter bekommen. Es geht nicht mehr nur um Gebet, um finanzielle und personelle Hilfe. Wissen, wie man Probleme des täglichen Lebens bewältigt, wird heute angeboten; durch Publizistik und Protestaktionen wird der Kampf um Gerechtigkeit unterstützt und manchmal – zögernd noch – bekommt man ein Auge für die Erfahrung des christlichen Lebens der anderen. Auf diesen Aspekt der Zusammenarbeit und Gemeinschaft miteinander will ich näher eingehen.

In der Publizistik über den Menschen in der Dritten Welt wird durchweg der Akzent vor allem auf die Art und Weise gelegt, wie man dort seine politische Selbstständigkeit zu finden oder zu behalten sucht, wie man zu einer wirtschaftlichen Entwicklung kommt oder wie man in Schwierigkeit gerät.

Wie man kulturell zurückbleibt oder regelrecht entwurzelt wird, weil die Tradition, aus der man lebte, allmählich unter den Kontakten mit dem Westen und durch die Notwendigkeit schneller Modernisierung der eigenen Gesellschaft fortschwimmt – darüber hören wir weniger. Wenig hören wir auch über ihre Lebenshaltung, wie sie ihrem Leiden und Tod, Zeit und Vergänglichkeit einen Sinn geben. Die Kirchen in der Dritten Welt werden von uns zwar nach ihrem sozialen Engagement, ihrem politischen Protest oder – anders – nach ihrem Mangel an Menschen und Mitteln befragt, viel weniger jedoch nach ihrer religiösen Erfahrung und der Art und Weise, wie sie ihre christliche Motivation speisen und erklären. Gefragt wird, was die Kirchen in Chile, Rhodesien und Indien für die Unterdrückten, die Menschen am Rande der Gesellschaft und die Armen tun. Weniger oder im ganzen überhaupt nicht wird gefragt, was es für diese Kirchen bedeutet, dies nach dem Vorbild Jesu Christi zu tun, mit Berufung auf seinen Vater und auf Gottes Heilsplan; wie sie diesen Vater vor Augen und nah behalten und wie sie anderen den Heilsplan übermitteln (nach einer Ansprache von Dr. J. Nieuwenhove bei der Eröffnung des Missionszentrums zu Heerlen am 21. 10. 1977; vgl. Missieaktie Nr. 6, 1977, 5).

Von der Zweiten Welt, außerhalb des Gesichtsfeldes der Mission alten Stils, aber selbstverständlich einzu-

beziehen in das Nachdenken über Zusammenarbeit und Gemeinschaft der Kirchen miteinander, gilt dasselbe. Die Hilfe für Kirchen in sozialistischen Ländern Osteuropas beschränkt sich noch zu sehr auf Gebet, materielle Hilfe, manchmal auf Übersendung theologischer Literatur. In den letzten Jahren gibt es immer mehr Signale von authentischem christlichen Leben der Christen in sozialistischen Ländern. Ihre Verbundenheit mit dem gekreuzigten Christus, ihre Erfahrung, in der Gesellschaft nichts zu bedeuten, frühere Privilegien verloren zu haben und gerade dadurch ein Auge für die geistlichen Kräfte des Glaubens, des Gebetes, der Liebe, für Treue und Leiden zu haben, weckt bei den Nichtgläubigen Verwunderung, ruft bei ihnen Fragen wach und weckt Vertrauen. So sind sie Sauerteig auf eine unvermutete Art und Weise.

Zeichen dieses christlichen Lebens, von denen wir immer wieder lesen können oder die wir bei Besuchen an Ort und Stelle erleben, werden in den Kirchen des «freien Westens» nicht verstanden. Offenbar fehlt uns noch die Antenne, solche Signale zu empfangen, so daß wir sie zu eigenem Heile gebrauchen könnten.

Christen in der Dritten Welt werden von den Schwestern und Brüdern in der Ersten Welt noch immer zu viel als zu betreuende Stiefkinder gesehen; die Kinder in der Zweiten Welt gelten für uns noch zu oft als Verfolgte, die nur Mitleid in uns wecken können.

4. Vom lauten Hilferuf bis zur dringenden Bitte, nicht zu helfen

Die Zahl der Bitten um materielle Hilfe, die aus allen Weltteilen an die reichen Kirchen gerichtet werden, ist so groß, daß sie nicht ganz erfüllt werden können. Weil die Möglichkeit echter Hilfen beschränkt sind, muß eine Auswahl getroffen und müssen Prioritäten gesetzt werden. Wer in den Kirchen regelmäßig mit diesem Hilferuf zu tun hat, könnte eine Welt-Notgeographie schreiben, mit brennenden Flecken auf der Karte von jenen Gebieten, wo dieser Ruf am lautesten aufbraust und – über Flecken mit helleren Nuancen – mit weißen Flecken von Gegenden, aus denen nichts zu uns dringt: sei es, daß dort keine Not ist, sei es, daß man dort die Möglichkeit nicht hat oder kennt, sich an die helfenden Kirchen zu wenden.

Auch die Helfer geraten in Not. Kollektenschemata, abgestimmt auf bestimmte Zeiten im Jahr, in denen sich die Menschen am besten ansprechen lassen; Organisationen, die ihren Hilfsfonds aufbauen; automatische Abschreibung, Steuervergünstigung, Druck der Massenmedien, zentrale Verwaltung der eingehenden Gelder; Kommissionen, die die Projekte sachlich gegeneinander abwägen und Entscheidungen treffen;

Computer, die Anfragen, Finanzen und Projekte registrieren – all das macht diese Art und Weise missionarischer Hilfe zu einer Maschinerie, bei der die persönliche Beziehung der Gläubigen an Kraft abnimmt und der innere Wert des Opfers durch eine Art schmerzloser Entbindung als unpersönliches Geschehen verlorzuzugehen droht.

Mit einer unverkennbaren Wirkungskraft paart sich der Nachteil, daß Zentralisierung mehr ökonomisch als ekklesiologisch ist und nicht von selbst die idealen Beziehungen von Kirche zu Kirche und von Volk zu Volk fördert (Vincent Cosmao, *Transfert de fonds, de pouvoir et d'idées: Esprit* 1976, 119–126).

In letzter Zeit werden Stimmen von Kirchen der Dritten Welt laut, die um zeitweilige oder vollständige Einstellung (Moratorium) der finanziellen und persönlichen Hilfen bitten. Junge Kirchen wollen an der eigenen Identität arbeiten und so zur Gemeinschaft mit Schwesterkirchen in der Welt kommen. Der Moratorium-Gedanke wurde auch hervorgerufen durch den aus Mangel an Zielsicht und Mut noch immer dominierenden Einfluß missionierender Länder.

Auf der Weltmissionskonferenz zu Bangkok (1973) wurde gesagt, der Moratoriumplan gehe hervor «aus unserem Unvermögen, unsere gegenseitigen Beziehungen in einer Weise zu gestalten, die nicht entmenschlicht». Wurde in Bangkok das Moratorium noch als Möglichkeit für bestimmte Situationen gesehen, so appellierte die Versammlung der Allafrikanischen Kirchenkonferenz in Lusaka (1974) an die afrikanischen Kirchen, sich so bald wie möglich von ihrem fremdländischen Geld und Personal zu trennen; denn das sei die einzige Möglichkeit, wirklich afrikanische Kirchen zu werden (Jansen/Schoonhoven, aaO. 156–166). Die Bischofssynode von 1974, die sich vor allem bezüglich der lateinamerikanischen Länder mit dem Moratorium-Gedanken konfrontiert sah, wies diesen ab. Zwar müsse die Hilfe ausländischer Missio-

nare neue Formen annehmen; betont wurde aber, daß ihre Anwesenheit «das lebendige Zeichen der universalen Kirche» sei.

Für die Organisatoren der finanziellen Missionshilfe in den Geberländern wirkt dieser Ruf nach Unabhängigkeit schockierend. Beim Fortfall ihrer finanziellen Hilfe stehen sie plötzlich mit leeren Händen da und sehen sich vor die Frage gestellt, was sie an authentischem christlichen Leben zu bieten haben, seitdem die Kirchen in Europa und in Nordamerika eine tiefe innere Krise durchleben.

Viele Gläubige der von jeher missionierenden Länder suchen nach ihrer Identität und fragen sich, wie sie in einer Wohlfahrtsgesellschaft Christen sein können. In sogenannten Basisgemeinschaften wünscht man von zentralisierenden Vorschriften verschont zu bleiben. In ihrer konkreten Situation wollen sie dem Evangelium selbst Gestalt geben. Ohne dieses Wort zu benutzen, streben auch sie ein Moratorium an.

Schlußwort

Bei neuerlichem Lesen der Niederschrift dieser Seiten wurde mir klar, daß die Randbemerkungen zum Thema «Zusammenarbeit und Gemeinschaft der Kirchen» vor allem zu verstehen sind als eine willkürliche Auswahl aus einer Rangliste einer Überfülle von Gegebenheiten. Bei aller Wandlung in der Auffassung von Mission bleibt die eine Aufgabe: Die Frohe Botschaft von Jesus Christus bringen und vertiefen! Das ist die eine bleibende Aufgabe der Christen, die mit menschlichen Mitteln zur Vollendung gebracht werden muß. Trotzdem wissen wir, daß diese Aufgabe in ihrer Verwirklichung immer eine «Unvollendete» bleiben wird.

Aus dem Niederländischen übersetzt von Dr. Heinrich A. Mertens

WIM ROOD

1925 geboren, trat der Kongregation von den Heiligen Herzen bei, zum Priester geweiht 1950; promovierte 1958 in klassischen Sprachen und Literatur an der katholischen Universität Nimwegen; 1970 Promotion an der Theologischen Fakultät der Rijksuniversiteit Utrecht

mit einer Dissertation über «John Amos Comenius and the Low Countries 1656–1670». Er studierte Tschechisch und Russisch. Seit 1970 ist er Assistentsekretär der Niederländischen Bischofskonferenz. Anschrift: Amersfoortseweg 10, Zeist, Niederlande.